

KRETSCHMAR, Georg: *Die Offenbarung des Johannes*. Die Geschichte ihrer Auslegung im 1. Jahrtausend. Reihe: Calwer theol. Monographien, Reihe B, Bd. 9. Stuttgart 1985: Calwer Verlag. 164 S., kt., DM 28,-.

Sprache und Vorstellungswelt der Offenbarung des Johannes sind nicht erst dem modernen Leser fremd. Dennoch (oder vielleicht deshalb) haben die großartigen Bilder, deren sich Johannes bedient, immer wieder Künstler angeregt, so daß auch weitere Kreise mit Inhalten des letzten Buches der Bibel vertraut wurden. Im Laufe der Kirchengeschichte haben vor allem als rätselhaft empfundene Texte Auslegungen erfahren, die nach heutigem Verständnis kritischer Prüfung nicht standhalten.

Bevor Kretschmar die Geschichte der Auslegung der Offenbarung im ersten Jahrtausend nachzeichnet, führt er in ihren Traditionshintergrund, nämlich die jüdische Apokalyptik, ein und gibt eine Übersicht über das heutige Verständnis der Offenbarung. Dabei wird deutlich, daß sich die Johannesoffenbarung bei aller Verwandtschaft mit den jüdischen Apokalypsen von diesen auch deutlich abhebt. Das ist darin begründet, daß sie ein christliches Buch ist und mit den übrigen neutestamentlichen Theologen der Überzeugung ist, daß die grundsätzliche Heilswende in Christus und im Anschluß an ihn schon vollzogen ist, wenngleich die Vollendung noch aussteht. In diesem Sinn ist die Gegenwart bereits als Endzeit verstanden. Kretschmar betont zu Recht den zeitgeschichtlichen Bezug der Offenbarung, wenn deren Botschaft auch nicht darin aufgeht, sondern wie die übrigen Schriften des Neuen Testaments zu den Christen aller Zeiten spricht. Doch ohne die Verfolgungssituation gegen Ende des 1. Jhs. hätte Johannes seine Schrift nicht verfaßt, die ja die Christen in ihrer Situation konkret trösten und zur Glaubenstreue in schwerer Zeit ermuntern soll.

Im großen und ganzen ist den knappen Ausführungen zum Inhalt der Offenbarung zuzustimmen. Wenig überzeugend ist allerdings die Deutung von Offb 12, derzufolge die himmlische Frau „in erster Linie das alttestamentliche Gottesvolk“ sei, deren „Weg in der Wüste auf die judenchristliche Kirche zu beziehen“ sei (40). Die übrigen Kinder wären dann die Christen in aller Welt einschließlich dem Seher. Bei dieser Interpretation wird das Christusgeschehen (12,5) in seiner Bedeutung für das ganze Kapitel 12 nicht gesehen; denn durch dieses wird der Übergang vom alten zum wahren Volk Gottes bewirkt. Auch der Kampf im Himmel zwischen Michael und seinen Engeln mit dem Drachen wird durch das Christusgeschehen ausgelöst. Nicht Michael besiegt den Drachen, sondern Gott wie das *passivum divinum* „er wurde auf die Erde gestürzt“ (12,9) beweist.

Auch dürfte die Einschränkung derer, die an der ersten Auferstehung teilhaben werden, auf die Märtyrer nicht sachgemäß sein (60). Offb 20,11–15 ist kaum als allgemeines Gericht zu beschreiben, sondern als Gericht über jene, die nicht an der ersten Auferstehung teilhaben, also über die Nichtchristen und die untreuen Christen. Denn die 1000 Jahre Mitherrschaft mit Christus hören nicht auf. Die Zahl „tausend“ hat vielmehr eine qualifizierende Bedeutung, wie im übrigen Kretschmar selbst sieht (vgl. noch 22,5).

Besonders lehrreich ist die Wirkungsgeschichte der Offenbarung, um die es Kretschmar ja vor allem geht. Im einzelnen behandelt er ihr Geschick in der frühchristlichen Zeit, in der griechischen Kirche und im übrigen Orient, in der lateinischen Kirche und im abendländischen Mittelalter. Immer wieder haben Theologen wie Künstler es verstanden, mit Hilfe der dunklen Aussagen der Offenbarung für ihre eigenen Anschauungen ein biblisches Fundament zu legen. Auf ihre Weise hat die Offenbarung, selbst wenn sie falsch verstanden wurde, vielen Menschen geholfen, ihrem Leben Sinn und Richtung zu geben. Die Wirkungsgeschichte zeigt aber auch, wie wichtig es ist, das letzte Buch der Bibel zunächst zeitgeschichtlich zu deuten. Erst dann kann gefragt werden, wie neue kirchengeschichtliche Situationen mit Hilfe dieses Buches zu bewältigen sind. Da Kretschmar sein Buch in einer klar verständlichen Sprache geschrieben hat, kann es dazu beitragen, daß die Offenbarung und ihre Wirkungsgeschichte vielen nähergebracht wird. H. Giesen

SIMONIS, Walter: *Jesus von Nazareth*. Seine Botschaft vom Reich Gottes und der Glaube der Urgemeinde. Düsseldorf 1985: Patmos Verlag. 282 S., kt., DM 39,80.

Wer Jesus war, was er lehrte und wollte, erfahren wir nur aus Verkündigungsschriften, die immer auch schon die nachösterliche Situation mitbedenken. Da diesen Schriften deshalb weniger zu

trauen sei als dem historischen Jesus, will Simonis Leben und Werk Jesu mit Hilfe des Differenzprinzips rekonstruieren. Demgemäß ist nur das genuin jesuanisch, was sich weder aus dem Judentum noch aus dem Glauben der frühen Kirchen ableiten läßt. Nach diesem Prinzip säubert Simonis die neutestamentlichen Zeugnisse über Jesus von allem, was jüdisch oder christlich klingt. Die rigorose Anwendung dieses Prinzips mißachtet die Tatsache, daß Jesus durchaus jüdische Anschauungen übernommen hat und daß die christliche Gemeinde auch von ihm hat lernen können. Deshalb kann man dem historischen Jesus nur dann „Jüdisches“ bzw. „Christliches“ absprechen, wenn es dem als sicher ursprünlich erkannten historischen Jesusbild widerspricht.

Indem Simonis durch ein Subtraktionsverfahren das seiner Meinung nach nachösterliche Jesusbild erhebt, kommt er zu folgender Rekonstruktion: Petrus habe nach Ostern die Erfahrung gemacht, daß Jesus lebt. Nur ihm sei der Auferstandene erschienen. Danach habe er den Zwölferkreis gegründet, der dann selbstverständlich auch noch nicht mit Jesus Abendmahl hat feiern können. Der Zwölferkreis habe die Wiederherstellung des Zwölfstämmevolkes Israel noch vor dem nächsten Paschafest erwartet. Da Judas keine hinreichende Geduld aufgebracht habe, habe er sich abgesetzt. Das habe man mehr als Verrat interpretiert und in die Passionsgeschichte zurückprojiziert. In diesem Zusammenhang leugnet er auch die Existenz einer vormarkinischen Passionsgeschichte.

Da sich die Erwartung des Zwölferkreises nicht erfüllte, sei man froh gewesen, daß Jakobus und andere Männer auftraten, die nun die nachösterliche Gemeinde gegründet hätten, die dann auch Werbung betrieben habe. Nun erwartete man den Auferweckten in Macht und Herrlichkeit. Konkret ausgedrückt habe sich diese Überzeugung in der Menschensohn-Christologie, die Simonis ebenso ausführlich bespricht wie die Erhöhungschristologie, die eine Synthese der ursprünglichen Messiaserwartung der Zwölf mit der Menschensohn-Christologie versucht habe. Nach einer Besprechung der Christologie der synoptischen Evangelien wendet sich Simonis schließlich dem historischen Jesus zu.

Er betont zunächst richtig, daß die Herrschaft Gottes Mittelpunkt der Verkündigung Jesu gewesen ist. Die Feststellung allerdings, Jesus habe nur von der gegenwärtig wirksamen Gottesherrschaft gesprochen, ist ebenso willkürlich wie die Behauptung, Jesus könne nicht als Exorzist aufgetreten sein, weil Christen Exorzisten gewesen seien. Simonis vermag nur zwei Heilungswunder als konkret historisch anzuerkennen (Mk 1,30f.; 10, 46–52). Jesus habe sich nicht an Israel als ganzes gewandt, sondern nur an die ihm konkret begegnenden Menschen.

Logische Folge des von Simonis angewandten Subtraktionsverfahrens ist dann die Feststellung, Jesus sei traditionslos und isoliert gewesen. Er habe sich nicht legitimiert noch einen besonderen Autoritätsanspruch erhoben. Andererseits räumt er wenigstens ein, daß Jesus sich mit der Sache Gottes identifiziert habe.

Seiner rigorosen Anwendung des Differenzprinzips folgend, spricht Simonis dem historischen Jesus auch die Abba-Anrede Gottes ab, da sie ja zur Gebetspraxis der judenchristlichen Gemeinde gehört habe. Es verwundert schließlich nicht, daß er auch die Taufe Jesu durch Johannes für unhistorisch erklärt. Johannesjünger hätten die Taufpraxis ihres Meisters in die christliche Gemeinde eingebracht. So sei die Erzählung der Taufe Jesu nachträglich entstanden.

Die Geschichte der urchristlichen Anfänge erscheine in diesem Buch „in einem völlig neuen Licht“, heißt es auf dem Klappentext. Diese Feststellung ist sicherlich richtig. Doch dürfte diese völlig neue Sicht eher das Produkt des Verfassers sein als ein Spiegelbild der Geschichte des historischen Jesus und der frühchristlichen Gemeinden. Denn das von Simonis rekonstruierte Jesusbild wie seine Rekonstruktion der nachösterlichen Entwicklung ist ein Konstrukt, das sich nicht auf das Neue Testament berufen kann.

H. Giesen

ZELLER, Dieter: *Der Brief an die Römer*. Reihe: Regensburger Neues Testament. Regensburg 1985; Verlag Fr. Pustet. 300 S., kt., DM 39,-; Ln., DM 52,-.

Paulus schreibt seinen Römerbrief im Winter 55/56 bzw. 56/57 an eine Gemeinde, die er nicht selbst gegründet hat. Daraus erklärt sich wenigstens teilweise, warum der Brief weithin den Eindruck eines beherrschenden Monologs macht. Die römischen Christen dürften aufgrund der Vertrei-